

welche Tochter hätte sich in so einem Erbstück wohlgefühlt? Wenn sie für den Tod der Mutter verantwortlich war.

Ich kam mir darin vor wie ein Finger, über den man einen zu kleinen Ring gestülpt hatte: eingequetscht und gefangen. Der Ring würde niemals hübsch aussehen an meiner Hand, er würde bloß an seine rechtmäßige Eigentümerin erinnern, die ich nicht war und an die ich nie heranreichen könnte: Mama. Doch ich hatte jetzt keine Zeit, mich zu schämen. Vater wollte, dass ich mich vor den Wandspiegel stellte.

Ich ließ gehorsam ein Lächeln aufblitzen, als ich meine Reflexion in der zerkratzten Scheibe erblickte. Das Lächeln vertiefte sich, je länger ich mich betrachtete. Gestern noch ein Dorfjunge, heute eine Frau.

»Das Hochzeitskleid deiner Mutter«, erklärte Vater stolz. »Es stammt aus der Cité.« Und war, soweit ich wusste, extra für Mama genäht worden. Sie musste damals meine Figur gehabt haben. Ich passte hinein, was jedoch nicht bedeutete, dass ich etwas von solchen Kleidern verstand. Wenn ich es trug, ging ich nicht darin, sondern schwankte. Um den mit Tüll unterfütterten Rock aus Spitze zu raffen, musste ich beide Arme ausstrecken, und selbst dann fühlten sich meine Finger den Stoffmassen nicht gewachsen. Doch wenigstens reichte der Rock nicht ganz bis auf den Boden. Sein Saum wäre in meiner Obhut bloß dreckig geworden, die Spitze zerrissen.

»Du hast jetzt dasselbe Alter.« Vaters Feststellung holte mich aus meinen Gedanken zurück. Weil sie falsch war, vor allem aber, weil ich sie nicht hören wollte. Noch nicht.

»Mama war damals siebzehn?«, fragte ich unschuldig.

»Nein.«

»Sondern?« Zweiundzwanzig. Das hatte sie mir selbst gesagt. Aber ich wollte, dass Vater es aussprach.

»Sie war so alt wie du. Reif genug, ihr Elternhaus aufzugeben.« Er zog die Stirn in tiefe Falten, die auch dann nicht verschwanden, als er seine Mimik entspannte. Über Vergangenes zu reden, hatte ihn im Zeitraffer altern lassen. Vielleicht war auch die stechende Sonne über den Kakaofeldern, auf denen er schuftete, daran schuld. Oder ich.

»Jetzt dreh dich mal und lass den Rock schwingen.« Ich kreiste um meine eigene Achse, damit er zufrieden war. Vater grunzte. Ich hoffte, nicht aus Missbilligung. »Hm-mh. Damit kannst du auf dem Dorfplatz ein paar schöne Mangos verkaufen.«

Unsicher, ob er einen Scherz gemacht hatte, stieß ich ein nervöses Lachen aus. Seit Mamas Tod hatten wir uns mit jedem Atemzug weiter voneinander entfernt, bis diese Distanz zwischen uns entstanden war, die ein langes Beieinandersein unerträglich machte. Ich war froh, wenn ich in den Busch durfte, um Wäsche zu waschen. Jede Art von Arbeit war mir recht, um Vaters unausgesprochenen Anklagen zu entgehen.

Als er still blieb, anstatt in mein Lachen einzustimmen, hörte ich damit auf, Lockerheit zu mimen. Ich löste die rote Schleife in meinem Rücken und arbeitete mich die Knopfleiste wieder herunter.

»Was tust du denn?«

»Mich umziehen. Ich muss zum Markt.«

»Und warum nicht in diesem Kleid?«

Weil man Mangos nicht in Brautgewändern verschacherte. Weil ich mich darin unwohler fühlte als ein Lamm am Spieß. Weil er selbst mir vor Jahren eingebläut hatte, mich wie ein Junge zu verhalten. Es gab unzählige Gründe.

Vater wartete auf eine Antwort, also sagte ich, dass ich nichts beschädigen wollte. Er nickte vertrauensselig, doch die folgenden Worte waren wie ein harter Schlag auf meine Fingerspitzen: »Du hast jetzt das richtige Alter, um in der Öffentlichkeit Kleider zu tragen. Du lässt es an.«

Ich fuhr mir durch die hüftlangen Haare, um das Ziepen in meinen Händen zu vertreiben. Mit zwölf hatte ich das letzte Mal die scharfe Klinge des Buschmessers spüren dürfen, das durch meine schwarzen Strähnen schnitt. Danach hatte Vater mir befohlen, sie lang wachsen zu lassen. Ich hatte zu dem Seidentuch, das meinen Schopf außerhalb des Hauses bedeckte, wohl eine engere Bindung aufgebaut als zu sonst wem. Es machte mir regelrecht Angst, mich unter Menschen aufzuhalten. Unter Männern. Vielleicht, weil ich zu der einzigen Frau im Dorf geworden war.

Madame Berima lebte nicht mehr, genau wie Mama und die Frau des Schutzmannes. Die Frau des Medizinmannes war seit jeher verschollen. Niemand sprach es aus, aber ich ahnte, dass eine der Banden sie geholt haben musste, wahrscheinlich als sie den Busch nach Heilpflanzen durchstreift hatte.

Seit ich vor drei Jahren zum einzigen weiblichen Wesen im Dorf mutiert war, hatte sich die allgemeine Stimmung verschlechtert. Ich fühlte die Blicke der Alten auf Stellen meines Körpers, die nur ich selbst nackt zu Gesicht bekommen sollte. Spürte, wie die Jüngeren um mich schlichen, Wetten auf mich abschlossen. Taio und Jerim verfolgten mich regelmäßig zum See. Einer in meinem Alter, der andere noch ein Kind. Mit angespannter Miene starrten sie mich dann an. Sie wussten, sie würden nie die nötigen Mittel aufbringen, um mich zu kaufen.

Zu arm für eine Frau. Wenn sie im Dorf blieben, würden sie als ewige Junggesellen sterben. Manchmal wunderte ich mich, dass sie überhaupt Abstand hielten. Ich an ihrer Stelle hätte mich längst auf mich gestürzt und mir das genommen, wonach einem jungen Mann verlangte.

Aber vielleicht wollte ich mich mit solchen Gedanken nur selbst bestrafen.

»Vater, ich errege Aufsehen in diesem ... Aufzug.«

»So verkaufst du mehr Mangos.«

Ich ließ den Kopf hängen, nachdem ich begriffen hatte, dass ich kein gutes Argument entgegen konnte. Natürlich war das Kleid dazu gedacht, Aufsehen zu erregen. Es ging gar nicht um Mangos. In Wirklichkeit lief bereits meine Versteigerung und sie sollten alle vorgeführt bekommen, wie begehrenswert ich war. Damit sie um mich wetteiferten wie die Paviane. Den Preis in die Höhe katapultierten.

Ich zitterte bei dem Gedanken daran, unserem Stammesoberhaupt zugesprochen zu werden. Soweit ich wusste, besaß er die meisten Woka. Gleichzeitig aber auch einen Sohn, den es zu verheirateten galt. Sosehr Patrice mir zuwider war, ich würde ihn in jedem Fall seinem Alten vorziehen. Leider war mir klar, dass Geld gierig machte. Also stellte ich meine Hoffnungen ein und versuchte, mich mit seinem Vater, dem faltigen stinkreichen Berima abzufinden.

»Du verkaufst die Kochbananen, Mangos und Yams. Dafür erstehst du Fleisch von der Antilope, die Gérard heute Morgen geschossen hat.«

»Warum nicht Ziege? Die wird er tauschen.«

Vater hob überrascht die Brauen, entweder weil ich etwas Kluges gesagt hatte – oder weil ich Widerworte gab. »Entschuldigung, Mademoiselle, aber wer hat die Früchte angebaut, die dich ernähren?«

»Du, Vater.« Resignation stieg in mir hoch.

»Wer also sollte, deiner Meinung nach, die Einnahmen verwalten, die meine Früchte abwerfen?«

»Du.«

Er stieß einen langen Strom Luft durch die Nase aus, als hätte ihn die kleine Machtdemonstration Unmengen an Kraft gekostet. Seine Erschöpfung war mir gleichgültig. Da, wo einmal mein Herz gesessen hatte, existierte nur noch ein kalter Haufen Asche. Vater gelang es, ihn von Zeit zu Zeit aufzuwirbeln – mehr nicht.

»Wenn du mit dem Markt fertig bist, bringst du unserem Stammesoberhaupt einen Strauß Frangipaniblüten und lädst ihn für morgen zum Abendessen ein. Sprich auch eine Einladung an seinen Sohn aus.«

Ich richtete mein Kleid und schaute in den Spiegel, um mein Haar aufzulockern. Die Teilnahmslosigkeit täuschte ich nur vor, in mir drin stob die Asche in alle Richtungen auf. Frangipani. Das war mein Duft. Die anderen Frauen hatten zur Hautpflege Kokosnussbutter verwendet, ich rieb mich mit selbst gepresstem Frangipaniöl ein. Der Strauß, den ich Berima bringen sollte, stellte eine Botschaft dar.

»Sag ihm, dass die Knospe aufgegangen ist«, schloss Vater seine Anweisungen und stand von dem angenagten Holzhocker auf.

Ich nickte und hätte es bei einem Nicken belassen können, aber meine Wut war schneller als meine Vernunft. »Vielleicht sage ich ihm dann auch, er kann mich gleich hier und jetzt bespringen. Ab morgen bin ich sowieso seine Frau.«

Vaters große Hand schoss hervor und traf mich auf die rechte Wange. Mir war, als hätte er stattdessen meinen Schädel zertrümmert. Ich stürzte orientierungslos zu Boden, presste meine brennende Gesichtshälfte auf die kühlen Steinfliesen und wartete darauf, dass der Schmerz verging. Aber er wurde nur schlimmer.

»Reden wie ein Mann, aber heulen wie ein Mädchen. Eine feine Frau bist du. Das Ebenbild deiner Mutter!« Er stampfte aus der Tür und es gab nichts, das ich ihm hätte hinterherschreien wollen. Zu sehr hatte mich sein zynischer Vergleich mit Mama getroffen. Er hatte mich mehr verletzt als die heftige Ohrfeige oder die Tatsache, dass mein Vater mich nach siebzehn Jahren zum ersten Mal geschlagen hatte.

Ich musste zu einer erdrückenden Last herangewachsen sein.

Konnte ich es ihm übel nehmen, dass er mich so schnell wie möglich loswerden und dabei die lohnendste Summe herauschlagen wollte? Wohl eher nicht.

Es knackte, knirschte und zischelte um mich herum. Im grünen Geflecht des Busches eingewoben, wanderte ich auf den langen Wasserfall zu, der irgendwo hinter Bäumen und Büschen verborgen lag. Sein Rauschen brachte die Umgebung bereits zum Trommeln. Beinahe genoss ich das Gefühl, ganz in der Natur aufzugehen, doch die Erkenntnisse des Tages schoben sich immer wieder in mein Bewusstsein.

Frangipani. Frangipani. Fran. Gi. Pani.

Ich wiederholte das Wort wie ein Gebet, um aufsteigende Bilder an Unerwünschtes fernzuhalten. Ich wollte Berimas Gesicht vermeiden. An das von Patrice konnte ich mich schon nicht mehr erinnern. Seit sechs Jahren war ich ihm ausgewichen, um ihm nicht sagen zu müssen, dass er von einer kaltblütigen Mörderin abstammte und dass sein einziges Glück darin lag, mit einem Gemächt zwischen den Beinen geboren worden zu sein. Morgen Abend könnte es mir möglicherweise herausrutschen. Wie so vieles, das ich für mich behielt.

Ich setzte meinen Weg fort, indem ich die riesigen Blätter, die von den Bananenbäumen herunterbaumelten und mir die Sicht verstellten, mit der Machete entzweiteilte. Ich hackte und ging, hackte und ging. Die gleichförmige Bewegung hätte mich normalerweise beruhigt. Stattdessen steigerte ich mich immer weiter in den Albtraum meiner bevorstehenden Hochzeit hinein.

Ob die Machete unter das Kleid passte?

Wenn ich sie geschickt genug verbarg, konnte ich Berima ein Auge ausstechen oder den Schädel abschlagen, sobald er mich entkleidete. Am besten, ihn gleich seiner

Manneskraft berauben.

Mit voller Kraft hackte ich den nächsten Schwung Blätter aus dem Weg. Nicht gerade erfreut stellte ich fest, dass ich schon an meinem Ziel angekommen war. Ich ließ die Machete zu Boden gleiten und sah mich genauer um.

Der Wasserfall thronte hoch oben bei den Wolken und donnerte einen Klippenvorsprung hinab in die Tiefe. Unten bauschte sich sein irisierendes Wasser in einer türkisfarbenen Lagune. Ringsum blühten Pflanzen verschiedenster Farben: blaue und pinkfarbene Orchideen, scharlachroter Hibiskus, die gelb-weißen, alles überstrahlenden Frangipani. Sie fügten sich in die saftig grüne Blätterlandschaft ein, die den Ort wie ein in sich geschlossenes Paradies wirken ließ. Die einzige Öffnung stammte von mir und meiner Machete. Eine unscheinbare Lücke in der mich großzügig umrundenden, grünen Mauer.

Wie kam es, dass der Boden hier nicht bewuchert war? Die Büsche und Sträucher alle im selben Abstand zur Lagune nach hinten wichen? Als käme jemand regelmäßig hierher und würde die Auswüchse der Natur zurückstutzen.

Der Ort hatte sich verändert. Ich erinnerte mich, dass hier zu früheren Zeiten kein Durchkommen gewesen war. Ein Grund, weshalb niemand das kühle Wasser zum Baden nutzte. Die Anstrengung und der Zeitaufwand, einen Weg durch das Pflanzengeflecht suchen zu müssen, schreckten jeden ab. Nicht mal ich kam oft her, dabei verging ich an normalen Tagen vor Langeweile. Schließlich hockte ich nicht mit Gleichgesinnten am Feuer, rauchte und kaute bei unterhaltsamen Geschichten Kolanüsse. Ich ging auch nicht jagen oder fuhr in die Cité, um mit Waren zu handeln. Mir blieben der Markt alle zwei Tage, die Wäsche und mein Äffchen. Bloß, mit Paipo konnte ich nicht das tun, was ich am meisten brauchte: mich austauschen. Mit niemandem konnte ich das, weil für mich kein Gleichgesinnter existierte.

Ein Leben in Stille, die nicht wirklich eine war. Denn was meine Gedanken brüllten, vor allem die düsteren, brachte mich an schwächeren Tagen zum Weinen.

Ich schloss die Augen und sog den Geruch der feuchten Luft bis in die äußersten Winkel meiner Lunge ein. Süß und schwer umtanzten die in ihr enthaltenen Blütendüfte meine Nasenspitze. Als ich die Lider wieder öffnete, verspürte ich den Drang, mich auf einen der Felsen zu setzen, die aus der Wasseroberfläche hervorragten. Ich tauchte gerade mit der Fußspitze ein, da schoss weiter hinten im Wasser eine Fontäne in die Höhe. Reflexartig schirmte ich mein Gesicht mit den Armen ab. Sobald der Sprühregen aufgehört hatte, erkannte ich dessen Ursache. Taio. Nur sein Kopf schaute heraus, der Rest befand sich unter der türkisfarbenen Decke, die ihn in kleinen Wellen umspülte. Das Rauschen des Wasserfalls hatte mich taub gemacht für unwichtige Geräusche, nur deswegen war mir sein Sprung in die Lagune nicht aufgefallen.